

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg4>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 4 (2004)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg04/162-164>

Rg **4** 2004 162 – 164

Raffaele De Giorgi
Michael Kempe

Imperium sine fine

Imperium sine fine

Wohl kaum wird der amerikanische »Imperator« den gefangenen »Barbaren von Bagdad« im Triumphwagen durch die Straßen von Washington ziehen lassen, auch wenn sich die publizistische Rhetorik seit den Kriegen gegen Afghanistan und den Irak mit Vergleichen zwischen dem antiken Rom und dem neuen Amerika förmlich überschlägt. »Sind die Amerikaner die Römer unserer Zeit?«, fragt sich als einer unter vielen der Publizist und Althistoriker Peter Bender.¹ Expansionen der alten wie der neuen Imperatoren werden miteinander verglichen, Parallelen und Unterschiede in der geographischen Lage, in den Interessen und Willen der Akteure ausgemacht. So habe bei den Amerikanern der Sendungsglaube als universale Macht schon am Anfang des Imperiums und nicht erst an dessen Ende wie bei den Römern gestanden. Roms Ostkriege und der kalte Ost-West-Krieg hingegen zeitigten dasselbe historische Ergebnis: »Davor waren Rom und Amerika die ersten Weltmächte ihrer Zeit, danach waren sie die einzigen.«² Von »Aufstiegen« ist die Rede, nicht aber von »Untergängen«, wie es die zyklischen Zivilisationsgeschichten der Kulturmorphologen verkünden. Das hat seinen Grund. Hinter der Analyse kommt Normatives zum Vorschein, wenn es um den Schutz der »Zivilisation des Abendlandes« in »einer künftigen Welt« geht, »in der andere Kulturen sich gegen den ›Westen‹ behaupten, stärken und vordringen ...«³ Bender lässt das *imperium romanum* nicht untergehen, weil er das amerikanische Imperium als Bollwerk westlicher Kultur braucht.

Der süßen Versuchung eines solchen scheinbar nahe liegenden Großmachtvergleichs, der den Einwand der Unvergleichbarkeit letztlich nie ganz auszuräumen vermag, sind die Autoren des mittlerweile zum Kultbuch der Globalisierungskritiker avancierten Werkes »Empire« zum Glück nicht erlegen. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Hardt und der politische Philosoph Antonio Negri aus Italien lehnen es ausdrücklich ab, ihr Modell des postmodernen Imperiums mit dem modernen Amerika zu identifizieren.⁴ Obgleich den USA im Übergangsprozess einer nationalstaatlich verfassten zu einer global orientierten Weltordnung durchaus eine besondere Rolle zugestanden wird, ist Amerika für Hardt und Negri nicht der Mittelpunkt einer solchen Ordnung.

1 PETER BENDER, *Weltmacht Amerika – Das Neue Rom*, Stuttgart: Klett-Cotta 2003, 295 S., ISBN 3-608-96002-3.

2 Ebd. 184.

3 Ebd. 263–264.

4 MICHAEL HARDT u. ANTONIO NEGRI, *Empire. Die Neue Weltordnung* (2000), Frankfurt am Main: Campus 2003, 461 S., ISBN 3-593-37230-4.

Denn ihr »postimperialistisches« Empire hat kein Zentrum, es besteht aus einer Vielzahl von Netzwerken, ist allumfassend und universal. Mit ihrem Modell knüpften die beiden »Empiristen« dennoch an das antike Rom an, genauer gesagt: an die »römische Tradition imperialen Rechts«, das die Verbindung von Moral und Recht ins Extrem des »Ewigen Friedens« treibe und dabei mit entsprechenden Gewaltmitteln »gerechte Kriege« gegen die Barbaren an den Grenzen wie gegen die Rebellen im Innern führe. Der Unterschied bestehe aber darin, dass es im postmodernen Empire kein Außen mehr gebe, dass globale Konfliktlinien zwischen den neuen Imperatoren und der »Multitude«, der Vielzahl der Unterdrückten, immer nur innerhalb des Reiches verliefen. Das entstehende Globalimperium umfasse einen grenzenlosen, universellen Raum und suspendiere darüber hinaus die Zeit, indem es seine Ordnung als beständig, ewig und notwendig präsentiere.

Ein Imperium, das allumfassend ist, ist deswegen auch überall verwundbar, und das nicht nur, weil es aus dezentralen Netzwerken besteht, die man an jeder Stelle kappen kann. Verwundbar ist es auch, weil seine Struktur paradox bleibt. Als globales System ist die imperiale Weltgesellschaft *per definitionem* eine inkludierende, indem sie ständig Einzelne als ihre »Bürger«, als »Personen« mit einbezieht. Und da Inklusion immer ihre andere Seite, die Exklusion, mit einschließt, nimmt die Anzahl der »Unpersonen« auf unkontrollierbare Weise zu. Individuelles wird produziert, zugleich zerdrückt, bedroht. Und zwar bis zu dem Punkt, an dem die Individuen gegenüber dem drohenden Globalen, dem Ganzheitlichen das eigene Anderssein als Freiheit zu feiern beginnen. Was bleibt ist die Gefahr, dass selbst dem Widerständigsten die Inklusion droht, eine Inklusion, die kein Außen kennt, aber gerade deshalb immer ein neues Außen produziert.

Wenn Negri und Hardt das Empire dem »imperialen Paradoxon« der mit Machiavelli formulieren Dialektik von expansiver Freiheit und freiheitsaufhebender Expansion aussetzen, nährt dies die Hoffnung der Globalisierungsgegner, und zwar in der paradoxen Weise, wie es Geschichtsphilosophien seit jeher taten: als Aufforderung, das zu tun, was sowieso kommen werde. Die dabei implizierte Teleologie zeigt sich in der Rom-Semantik, die indirekt an die Theorien von Montesquieu und Edward Gibbon anschließt. Deren Dekadenz- und Korruptionsmodell wird fallengelassen, übernommen hingegen die Denkfigur eines notwendigen Zusam-

menhangs vom Aufstieg und Fall imperialer Reiche. Die Hoffnung auf eine innere Zerstörbarkeit lässt sich auf Machiavelli beziehen, für den die christliche Religion das Imperium der Römer in eine »Krise des zivilen Glaubens« gestürzt und auf diese Weise im Innern ausgehöhlt habe. Innerhalb dieser Rhetorik wird der Konflikt zwischen dem Empire und der »Vielzahl« zu einem manichäischen Ringen um Gut und Böse. Was diese Theorie sympathisch macht, ist ihr Appell an die Renitenz und Resistenz der vielen Einzelnen gegen das alles umschließende Globale, in dessen Namen tatsächlich das möglich sein kann und ist, was Hardt und Negri mit Tacitus formulieren: »Sie veranstalten ein Gemetzel und nennen es Frieden.« Was jedoch gegen die Empire-Theorie spricht, ist ihre implizite Aufstieg/Fall-Logik, die Subversivität noch an eine geschichtsphilosophische Zuversicht knüpft, statt sie in eine offene Zukunft zu entlassen. Freilich wäre dies nur zum Preis der Aufgabe der Rom-Romantik zu haben, die der Urgemeinde der Globalisierungsfeinde das heilsgeschichtliche Vertrauen zu geben verspricht, das Imperium wie die frühen Christen von innen destruieren zu können.

Raffaele De Giorgi, Michael Kempe

* * *